

CLAUDIA SAMMER

Ein
zögerndes
BLAU

ROMAN

braumüller

„Immer wird es notwendig sein,
die Träume aus dem Schlaf zu holen.“

Ilse Aichinger, Rede an die Jugend

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im
Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung
sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgend-
einer Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne
schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwen-
dung elektronischer Systeme gespeichert, verarbeitet, vervielfältigt oder
verbreitet werden.

1. Auflage 2019
© 2019 by Braumüller GmbH
Servitengasse 5, A-1090 Wien
www.braumueller.at

Coverillustration: iStock (Polina Gazhur)
Druck: CPI books GmbH, Eberhard-Finckh-Straße 61, 89075 Ulm
ISBN 978-3-99200-230-6

Zwei Lebenswege, einer bei Geburt vorgezeichnet, der andere tatsächlich beschritten. Ist es denkbar, über Umwege am selben Endpunkt anzukommen? Ich habe ihre Worte noch im Ohr: „Am Ende, Leon, wird nicht alles gut, am Ende ist alles aus.“ Sie hat sich geirrt.

Abschied

„Und dann?“

„Dann? Das Übliche, Leben halt. Ich mochte ihn nicht. Die unerfüllten Träume hat er uns überlassen, mit denen durften wir uns schmücken. Wie aufgetakelte Christbäume behängte er uns damit, mit leeren Versprechen, überzogenen Wünschen und aus der Form geratenen Vorstellungen von unseren Leben. Ich habe es zunächst meiner Mutter vorgeworfen, dass sie meine Existenz ihm gegenüber jahrelang verleugnet hatte, bis ich begriff, dass er nichts weniger als ihre ungeteilte Aufmerksamkeit akzeptiert hätte. Und als er schließlich von mir erfuhr, als sie die Frau an seiner Seite wurde, da waren die Gefühle schon verfahren und jeder warf dem anderen ein unbekanntes Versagen vor.“

„Also wieder nicht das große Glück.“

„Nein, wenn du mich fragst, nicht. Aber das hätten die beiden nie zugegeben. Zweimal scheitern ist mindestens einmal zu oft. Und so haben sie mir und sich selbst so lange die Märchenversion ,Und so

lebten sie glücklich bis ans Ende ihrer Tage‘ vorge-
spielt, bis sie es verinnerlicht hatten. Es ekelte mich
an, ihr Getue von der heilen Welt, solange ich nicht
erwachsen war, gab es kein Entkommen. Doch jetzt
bin ich frei, jetzt wird nicht nur ein Kapitel, sondern
das ganze Buch geschlossen, und ich muss mir nicht
mehr anhören, was ich schon längst nicht mehr hö-
ren kann, dieses künstlich überhöhte Theater um
seine Person, um sein Schicksal, sein Leben. Als ob
er der Einzige wäre, der eine schwere Kindheit hatte
und so vieles verlor.“

„Ihn kannte man eben, man verstand seine Er-
fahrungen stellvertretend für andere.“

„Sicher, doch für mich, der in seinem Schatten
groß wurde, ist die Geschichte nicht vom Menschen
ablösbar. Ich habe ihm nie richtig vertraut.“

Jonas schüttelte sich beim Versuch, in seine Erin-
nerungen vorzudringen. Da war noch etwas, noch
ein Gefühl, noch ein Gedanke.

*

Begonnen hatte er sein Leben im Bauch seiner Mut-
ter und dann wohl in ihren Armen. Schon bald aber
tauschte er diese gegen die Umarmungen seiner
Ona, gegen die Umarmungen der Mutter der Mut-
ter. Jonas hatte seine Ona geliebt. In ihren Armen
konnte er versinken, abtauchen und verschwinden.
Sie umschlangen ihn und gaben ihm alles. Wenn sie
ihn aus ihrer Umarmung entließ, war er wie neuge-
boren, reingewaschen und frisch.

Einen Vater hatte es nie gegeben, auch keinen
Großvater. Der war kurz nach seiner Geburt – „Früh,
viel zu früh“, wie seine Ona leise zu sagen pflegte –
gegangen. In einer Winternacht, wie nur der Norden
sie den Menschen entgegenzuwerfen wagt, wenn die
schockgefrorene Natur dem Lebendigen kein Grün
mehr reicht. In einer solchen Nacht war der Groß-
vater gegangen. Klamm und heimlich hatte er seine
Wange an die Starre geschmiegt. Ausgerutscht, ge-
stürzt. Was er dort wollte, hatte die Ona sich oft und
vergeblich gefragt.

Ein Vater hatte Jonas nie gefehlt, er hatte seine
Ona und an den Wochenenden seine Mutter. Erst
als er in die Schule kam und andere Kinder mit dem

Mut und der Stärke ihrer Väter prahlten, begann er darüber nachzudenken. Wenn er seine Mutter nach dem Vater fragte, schüttelte sie nur den Kopf. „Es gibt keinen Vater“, sagte sie dann zärtlich und abwehrend zugleich, und Jonas verstummte und wagte nicht, weiter in sie zu dringen. Nur hin und wieder tauchte er in ihr Gesicht wie in einen Spiegel, in seiner kleinen Hand eines der Bilder, das sie von ihm gemacht hatte, und verglich sich mit ihr. Er fand dort einen breiten Mund und die leicht abstehenden Ohren, nicht jedoch die schmalen Augen und die hohe Stirn. Und auch nicht die dunklen, buschigen Augenbrauen und das fast schwarze Haar. Dann ließ er seine Fantasie das Bild des nie gekannten Vaters in seinem Kopf zeichnen. Mit kräftigen Strichen malte er den stattlichen Mann mit den breiten Schultern, dem schwarzen Haar und den schmalen Augen unter der hohen Stirn. Er gab ihm einen stolzen Mund, der Jonas lobte und ermutigte, und darunter ein selbstbewusst vorspringendes Kinn.

Und weil vom Vater nicht viel in Erfahrung zu bringen war, fragte er seine Ona nach dem Großvater: „Ona, erzähl mir vom Großvater!“ Und die

Ona erzählte mit ihrer ruhigen, sanften Stimme. „Er war ein besonderer Mensch, dein Großvater, der alte Jonas. Ein ganz besonderer Mensch, obwohl er das in seiner großen Bescheidenheit nie zugegeben hätte. Er liebte nichts so sehr wie die Natur und die Tiere. In ihr war er geborgen, in ihrer Gegenwart beruhigt. Nie fühlte er sich so lebendig wie in den seltenen Momenten, wenn er dem Zug der Kraniche zusehen konnte. Das war, sagte er, wie Teil der Schöpfung zu sein, Teil eines großen Ganzen. Ihre trompetenartigen Schreie speicherte er in seinen Ohren, ihre majestätische Flugformation vor seinem inneren Auge. Dieses gigantische V, das sich auflöst, zerstreut und dann wieder aus dem Chaos Ordnung entstehen lässt. Er betrachtete ihre Züge jeden Herbst in andächtiger Bewunderung, schickte seine Gedanken, sein Wünschen und Hoffen diesen riesigen Vögeln auf ihrer ewigen Reise entgegen. Ja, die Tiere waren ihm die Liebsten. Sein bester Freund aber wurde der Hund, den er als Kind geschenkt bekommen hatte. Wenn er vom Otto berichtete, haben seine Augen geleuchtet, feucht gegläntzt haben sie. Erzählt hat er nie viel,

nur vom Otto, von ihm mochte er immer reden. Ich glaube, der Otto war seine große Liebe, nicht ich, ich kam danach, und die Dana und die Emilija und der Jan, wir kamen alle danach.“ Die Ona schaute in die Vergangenheit. –

„Ja, wir kamen alle erst danach.“

„Aber Ona, der Otto, was war das für ein Hund?“

„Was das für ein Hund war? Das weiß ich nicht. Ein Hund eben. Ich hab ihn nie kennengelernt, er ist gestorben, da hab ich den Jonas noch nicht gekannt. Er hat ihn geschenkt bekommen, als er zehn oder elf war. Weißt du, dein Großvater hat deinem Onkel vielleicht das Leben gerettet und als Dank dafür bekam er den Hund.“

„Wieso hat der Großvater dem Onkel Theo das Leben gerettet?“

„So genau weiß ich das auch nicht, ich sag dir ja, dein Großvater hat nie viel geredet. Weißt du, es war eine andere Zeit damals, ohne das ganze moderne Drumherum, das ihr heute habt, die Autos, das Telefon und was weiß denn ich noch. Und da war es oft härter, das Leben, da gab es auch keine guten Ärzte gleich ums Eck, wenn dir was passiert ist.“

„Weißt du denn gar nicht, wer dem Großvater den Hund geschenkt hat?“

„Ja, das weiß ich schon, vom alten Gaidies hat er den bekommen, weil er seiner hochschwangeren Frau geholfen hatte.“

Lange Schatten

Leon hatte eine glückliche Kindheit. Zwei Brüder, ein Haus voll Lachen und Musik. Abends kamen oft Gäste, mit denen musiziert wurde, kleine feine Kammermusik, auch Eigenkompositionen des Vaters waren darunter. Eine seiner schönsten Erinnerungen: das Wegdämmern zu den schon entfernten Klängen der Streichquartette, die im Traum an anderer Stelle wieder auftraten. Ein verträumtes Kind war er, seine besten Freunde die Bücher, denen er im Arbeitszimmer seines Vaters jeden Tag einen Besuch abstattete. Leon liebte das Zwiegespräch mit ihnen, wenn sie ihm ihre kostbaren Inhalte offenbarten. Sie schrieben ihm nichts vor und ihre Flügel brachen nie, wenn der anschwellende Gesang ihrer Worte ihn lockte, alle Richtungen des Himmels zu erkunden. Und in seiner Fantasie flog er weiter und sprang von tanzenden Bäumen in das Universum des Gestern und von dort in das Leben von Morgen.

Und dann mit neun Jahren der jähe Schnitt, der Vater wurde einberufen und nahm Abschied,

für immer. Das Haus wurde stiller, die Musik leiser, das Lachen falsch. Doch der Schnitt war noch nicht tief genug, noch gab es Beständigkeit, Mutter, Geschwister. Noch gab es Hoffnung – bis die fremden Soldaten kamen. Sie hatten den Krieg in das Haus der Familie Kapries gebracht. Sie waren einer Sturmbö gleich darüber hinweggezogen und hatten alles Leben an sich gerafft. Sie packten sie wie Bündel in überfüllte Züge und brachten sie einer anderen Zukunft entgegen, einer Zukunft, die bei ihrer Geburt so nicht für sie erdacht worden war. Einem Leben, das allem Bekannten so diametral entgegensand, dass es dafür weder Worte noch Bilder gab.

Stunden oder Tage fuhren sie in Taubheit und Dunkelheit, verängstigt und hungrig, die Körper bald steif, die Gedanken stumpf. Sie waren dankbar für jeden Augenblick Schlaf, der mehr einer Bewusstlosigkeit glich. Wohin sie fuhren, wussten sie nicht, doch sie waren zusammen. Leon und seine Brüder vertrieben sich die Zeit mit Reim- und Merkspielen, doch die aufgesetzte Leichtigkeit lag schwer auf ihren Zungen. Fahrigh schnappten sie nach der Luft, die keine Luft mehr war, bloß der Geruch mensch-

licher Ausdünstungen, durch zahl- und namenlose Lungen gepresst und mit fremder Angst infiziert. Sie wollten nach Hause, sich hinauspressen durch die schmalen Luftritzen in den Wänden des Waggons, durch die das fremde Leben draußen nicht zu ihnen hereindringen konnte. An die Mutter gelehnt, retteten sie sich schließlich in fahrig Träume, die Augen vom gleichmäßigen Rattern gnädig geschlossen.

Als sich die Türen öffneten, stürzte eine körperlose Masse auf den kleinen Bahnsteig, gierig nach Licht und Luft. Die Ausgespuckten fühlten sich an einen bösen Traum erinnert, der noch nach dem Erwachen das Denken hemmt und die Orientierung behindert. So nahmen sie kaum die unbekannte Umgebung, die fremden Namen und den fremden Klang der Stimmen wahr, die an ihre Ohren drangen. Sie hielten sich an den Händen fest und folgten willenslos der großen Bewegung, die ohne ersichtliches Ziel hin und her wogte, entlang des parallel verlaufenden Strangs der Gleise, der sich in eintöniger Gleichgültigkeit neben ihnen erstreckte.

Mit ihren müden Händen umklammerte Lea Kapries zwei kleine Kinderhände. Sie hatte drei

Söhne und zwei Hände, eine verhängnisvolle Ungleichung. Leon war außen. Er hielt sich an seinem älteren Bruder fest, als er in der Menge einen Stoß versetzt bekam, stolperte und ins Leere griff. Seine Hand hastete, tastete panisch nach der Hand des Bruders, seine Augen suchten verzweifelt nach dem Gesicht der Mutter und der Geschwister, doch Augen und Finger fanden nur Fremdes. Fremde erschöpfte Augen und verzerrte Münder, fremde knöchernerne und schwitzende Hände. Seine Schreie blieben ungehört, weil sie in den Schreien der übrigen Verlorenen untergingen.

Leon wollte rennen und suchen, finden und umarmen und war eingesperrt in dem unwillkürlichen Wogen der Menge, das seinen Körper in alle Richtungen verschob. Irgendwann wurde er an den ausfransenden Rand gespült und floh schluchzend auf eine Bank. Er winkte und rief, doch er sah nichts Bekanntes. Er wusste nicht, dass an diesen endlosen Gleisen ein Ende lag und ein Anfang, der alle bekannten Türen verschloss. Alles, was sein Leben ausgemacht hatte, alles, was ihm etwas bedeutet hatte, endete in diesen ewigen Minuten vor einem

niedrigen, schmutzig grauen Bahnhofsgebäude. Die sicheren Schritte nach vorn in die vorhersehbare Zukunft mussten abdrehen und sich einen neuen Pfad bahnen im wuchernden Gestrüpp des unbekanntenen Weges. Das Leben warf seine langen Schatten voraus.

Doch er war nicht allein. Mehrere kleine Gestalten drehten sich am Bahnsteig mit suchenden Gesichtern herum, riefen und gestikulierten, weinten und kauerten sich hin, ausgeschüttet wie Wasser aus einem übertollen Eimer, das aufzuwischen sich niemand die Mühe machte. Sie begannen Blicke zu tauschen, gingen zögernd aufeinander zu, sprachen sich an. Bist du alleine? Wo sind wir? Was machen wir jetzt?

Der Bahnsteig war menschenleer, als wäre die Masse, die vor wenigen Minuten noch alles geflutet hatte, hier nie vorbeigekommen. Es setzte ein Resignieren und zögerndes Akzeptieren ein, dass da keine Mütter und Geschwister mehr waren. Gleichzeitig kamen Hunger und Durst. Die kleinen Gestalten drängten in die Stadt, sie wussten nicht wohin und ließen sich treiben. Manchmal sprach man sie an,

doch sie verstanden nicht, die unbekanntenen Worte verschlossen sich ihren Ohren, und sie glitten stumm an den Fremden vorbei.

Sie warfen ihre Kindheit in die fremden Straßen und verloren sie. Da waren so viele Füße zu Schritten gezwungen, die sie nicht gehen wollten, mit leeren Augen, die sahen und doch nichts erkannten. Schritte und Wege und Straßen, unbekanntenen Fassaden und Plätzen entlang. Sie trugen sie planlos dahin, denn sie hatten kein Ziel. Endlich war da ein freundliches Gesicht, eine winkende Hand, die hereinbat, und sie konnten zumindest Hunger und Durst vorübergehend stillen. Antworten auf das quälende Warum erwarteten sie vergeblich. Auch wer ihre Sprache verstand, konnte ihnen nicht sagen, was der Grund dieser überstürzten Reise gewesen war, wo das verschwundene Leben war und welches missgünstige Schicksal ihnen das sorgenfreie Kindsein genommen hatte.

Was sie antrieb, war der Mangel an Alternativen. Sie strichen weiter umher, nun dem Ende der Stadt zu, auf der Suche nach einem Platz für die Nacht. Ein bunt gewürfelter Haufen, um die zwanzig Kin-

der jeden Alters, die Kleinsten kaum älter als vier. Sie fanden Unterschlupf am Heuboden eines Bauernhofs, für eine oder zwei Nächte, wie man ihnen mit Handzeichen verdeutlichte. Wasser gab es am Brunnen, aber das Essen mit so vielen hungrigen Mäulern zu teilen, überschritt die Möglichkeiten um ein Vielfaches. Sie mussten sich angesichts der widrigen Umstände schon glücklich schätzen, dass es warm und trocken war, sonst hätten Nässe und Kälte, gepaart mit dem ewigen Hunger, bereits in den ersten Tagen ihr Unheil getrieben.

Als es nach einer Nacht voller Verzweiflung tatsächlich wieder hell wurde, beschlossen sie, sich in kleinere Gruppen aufzuteilen, um die Aussichten auf Essen und Schlafplätze zu erhöhen. Gemeinsam mit einigen anderen Kindern ließ Leon die kleine Stadt hinter sich. Sie erreichten bald einen weiten, ebenen Landstrich. Die Augen suchten darauf vergeblich nach Halt. Die fast völlige Abwesenheit jeglicher Kontur war befremdlich, kein Baum und kein Hügel, gleich wie verkrüppelt oder bescheiden, konnte die Blicke der Kinder einfangen. Da war nur flache Leere. Der gleichförmige Wind, der ungebremst

über diese Ödnis dahinstrich, tat ein Übriges, die spärlichen Halme und das wenige, knapp über dem Boden kriechende Gebüsch in die Schranken verhaltenen Wachstums zu weisen. Selbst die offene Weite des Himmels spiegelte die Leere dieser Fläche mit seinem verhangenen Grau. Sie mussten weiter, doch bei der Durchquerung des Nichts kamen ihre verwirrten Gedanken als Echo zu ihnen zurück.

Am Ende erreichten sie die Wälder, deren noch zartes Grün einen eigenartigen Kontrast bildete. Ihr Anblick beruhigte Augen und Gemüter. Hier würden sie sich einrichten, den Abenteurern aus den Geschichten ihrer schon fernen Kindheit gleich.